reale Vollzug der Vereinigung hat vorhandene Fehlentwicklungen im Sinne des „Untertanen-Syndroms“ richtungsweisend verstärkt, und gleichzeitig erleben dabei viele Ostdeutsche westliche Lebensbedingungen als vergleichsweise einseitig und fehlentwickelt, so daß deren Attraktivität in den sieben Jahren nach der Wende zunehmend in Frage gestellt wird.

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Danke. Wir haben schon sechs Wortmeldungen. Es beginnt Herr Kowalczuk, dann folgt Herr Jacobsen.

Sv. Ilko-Sascha Kowalczuk: Es fällt mir nicht leicht zu beginnen, Herr Maaz. Nach ihrer Analyse und der folgenden Diskussion muß ich selbst für mich befürchten, in ein psychologisches Raster hineingestellt zu werden, das mir natürlich nicht lieb ist. Dennoch will ich den Versuch wagen. Als erstes würde mich interessieren, auf welcher empirischen Grundlage Ihre Sicht denn eigentlich basiert. Ich habe die Vermutung, die ich hier äußern darf, daß Ihre sozialpsychologischen Deutungs- und Argumentationsmuster vor allen Dingen aus der Praxis geboren werden, das heißt, daß sie geprägt werden von den Bevölkerungskreisen, mit denen Sie beruflich zu tun haben. Dadurch ergibt sich aber das Problem, daß Sie es nur mit einer Minderheit zu tun haben. Meine zweite Frage betrifft die von Ihnen konstatierten Schuldgefühle, Abhängigkeiten, die Unbefangenheit, Unterwerfungsbereitschaft. Das sind sicherlich Eigenschaften, die mir bekannt sind und die ich Ostdeutschen zuschreiben würde, die ich aber genauso als Typenbeschreibung für den Westen anwenden könnte.

Wenn ich mir diese Sklavenmentalität betrachte, die mit Begriffen wie Macht und Geld verbunden ist, dann scheint mir das wenig systemspezifisch zu sein, sondern mit ganz anderen Prinzipien zusammenzuhängen. Deshalb würde mich interessieren: Welche Möglichkeiten gab es denn zum Ausbrechen aus einem solchen repressiven Erziehungsprozeß, wie Sie ihn beschrieben haben? Eine dritte Anmerkung: Sie haben gesagt, daß der Prozeß, den wir jetzt beobachten können, aus sozialpsychologischer Sicht zu erwarten war. Meine Frage: Warum konnte man das dann in Ihrem Buch über den „Gefühlsstau“ nicht lesen?

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Danke. Jetzt Herr Jacobsen und dann Herr Burrichter.

Sv. Prof. Dr. Dr. h.c. Hans-Adolf Jacobsen: Herr Maaz, zunächst möchte ich mich für Ihre hochinteressanten Ausführungen, die meiner Meinung nach ein vorzüglicher Ausgangspunkt für eine vertiefte Diskussion sein können, bedanken. Sicherlich werden wir diese aus Zeitgründen nicht in allen Fällen zu leisten vermögen. Sie haben die sozialen Bedingungsfaktoren herausgestellt, die überzeugen, was den Umbruch 1989/1990 angeht. Ich möchte eine Bemerkung machen, die sich auch auf das äußere Umfeld bezieht. Sie haben den Versuch gemacht, gewisse Vergleiche herauszuarbeiten bezüglich der Ausgangsposition 1945 sowie 1989/1990. Die äußeren Bedingungsfaktoren dieser beiden Daten waren ja radikal unterschiedlich. Hat sich das auch ausgewirkt? Im Jahre 1945 gab es eine totale Niederlage, die Bankrotterklärung einer Ideologie,

eines politischen Herrschaftssystems mit allen Erscheinungsformen, die uns bekannt sind. Ein weiterer Unterschied ist der Zeitfaktor. Wir haben nach 1945 viel mehr Zeit gehabt, um uns in die neue Ordnung einzustimmen. Wenn mit Recht von Ihnen hervorgehoben worden ist, daß es ungemein schwierig ist, demokratische Kultur zu akzeptieren in einer sozial unbefriedigenden Lage, so ist dort auch ein Zeitfaktor zu berücksichtigen. Wir waren ja 1945 in einer sehr ungünstigen Lage, zehn bis fünfzehn Jahre hat es gedauert, bis die Menschen in Westdeutschland vor dem Hintergrund der sozialen Veränderungen die neue demokratische Kultur akzeptiert haben.

1989/1990 hat es sich ja nicht um eine totale Niederlage gehandelt. Das war eine Bankrotterklärung der Führung und des Systems. Aber die Menschen haben das nicht in dieser dramatischen Form erlebt, wie wir es 1945 erleben mußten. Hinzu kam nach 1945 eine Periode der Besatzungsherrschaft, also eine internationale Dimension, 1989/1990 war das nicht so gegeben. Hat das alles Ihrer Meinung nach eine Auswirkung gehabt? Müßte man die Frage nach dem äußeren Bedingungs- und Zeitfaktor nicht auch im Hinblick auf Ihre Analyse in die Bewertung mit einbeziehen?

Wir haben in dem jahrzehntelangen Erziehungsprozeß seit 1949 eine wachsende Entfremdung durch Feindbilder. Nun hat sich das 1989 geändert. Was ist Ihr Befund bezüglich der Feindbilder? Ich habe es in dramatischer Weise unmittelbar nach dem Umbruch erlebt, als ich junge Rekruten, die nun eines Tages die Uniformen unserer Bundeswehr anziehen mußten, fragte, wie es denn mit ihren Feindbildern aussehen würde. Es ist ja wahrscheinlich, daß gerade durch die Kritik am westlichen System, das all die Erscheinungsformen negativer Art des wirtschaftlichen Kapitalismus – Arbeitslosigkeit, Armut, Gewaltbereitschaft usw. – nun so dominieren, alte Bilder wieder bestärkt werden, und daß man nun meint, die alten Feindbilder seien vielleicht doch richtig gewesen. Ich wäre dankbar, wenn Sie hierzu noch einmal Stellung nehmen könnten. Danke.

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Jetzt Herr Burrichter, dann Herr Maser, und zum Schluß hat Herr Dr. Maaz die Gelegenheit zu einer Zwischenantwort.

Sv. Prof. Dr. Clemens Burrichter: Herr Maaz, anknüpfend an eine Frage von Herrn Kowalczuk möchte ich darauf hinweisen, daß Ihre treffende Darstellung der Sozialisationstheorie mir allerdings nicht ausreichend in Beziehung auf das politische System hin übersetzt worden ist. Wir haben gestern darüber diskutiert, das eine stringente Analyse der DDR-Geschichte ohne einen totalitarismustheoretischen Ansatz nicht auskommt. Wir haben heute zu registrieren, was Siegfried Mampel schon 1989 festgestellt hat, daß diese Totalitarismustheorie eigentlich noch gar keine Theorie ist. Es geht darum, diese Theorie zu differenzieren und ich bin der Auffassung, daß diese Chance vertan ist, wenn man sie gerade in einen sozialpsychologischen Ansatz nicht einbringt. Ich finde in Ihrem Ansatz die gesellschaftstheoretische Implementierung im Hinblick auf eine spezifische Gesellschaft der DDR nicht realisiert, und daher

kommen bestimmte Fragestellungen nicht zum tragen, die eigentlich von der Sozialpsychologie dringend gestellt werden müßten.

Zweiter Punkt: Ich möchte Sie nach Ihrem Demokratieverständnis fragen, und zwar im Hinblick auf Ihre Darstellung des Sozialisationsprozesses der ehemaligen DDR-Bürger nach der Wende. Sie haben eine Kopplung hergestellt zwischen sozialer Sicherheit, Wohlstand und Demokratieverständnis, und Sie haben diese beiden materiellen Voraussetzungen als Basis für die Akzeptanz des Demokratieverständnisses genommen. Wenn die nicht gegeben sind, würde Demokratie nicht akzeptiert. Dahinter steckt meiner Meinung nach eine technokratische Vorstellung von Demokratie als Verfahren. Ich denke aber, das ist ein problematisches Demokratieverständnis. Es geht doch vielmehr darum – und auch das wäre eine Sache, die von der Sozialpsychologie deutlich herausgearbeitet werden müßte – daß Demokratie so etwas ist wie ein Lebensprozeß, eine Lebensweise, ein Bewußtseinsprozeß, der auf der kognitiven Ebene angeeignet werden muß. Wir tun uns keinen Gefallen, wenn wir mit einem verkürzten Demokratiebegriff die gegenwärtige Situation analysieren. Danke.

Sv. Prof. Dr. Peter Maser: Manchmal erweist sich ja erst im nachhinein die Regie einer Veranstaltung in vollem Maße als sinnvoll. So ging es mir zumindest mit Ihrem Vortrag, denn ich finde, nach dem gestrigen Abend war Ihr Vortrag heute genau an der richtigen Stelle plaziert. Manches, was gestern abend angesprochen wurde, ist dadurch heute in ein klares Licht gesetzt worden.

Herr Dr. Maaz, die Enquete-Kommission bemüht sich in der Regel, wissenschaftliche, rationale Argumente zu sammeln, um auf diese Weise zu einem Gesamtbild zu kommen. Nach dem gestrigen Abend und nach Ihrem Vortrag müßte sich aber eigentlich die Enquete-Kommission zunächst in eine interne Sitzung zurückziehen und feststellen, daß es offensichtlich neben all dem Rationalen, Wissenschaftlichen und Historischen einen weiten Bereich bei jedem einzelnen Bürger in Ost und West gibt, der von einer solchen Verfahrensweise gar nicht erfaßt wird, sondern der ganz anders funktioniert. Daher meine Frage: Was ist aus Ihrer Sicht neben dieser rationalen Aufklärung zu leisten, nicht nur in der psychotherapeutischen Praxis, sondern auch auf dem Feld der politischen Bildung, damit der Prozeß der demokratischen Bewußtseinsbildung und der inneren Vereinigung vorangetrieben wird? Haben Sie Vorstellungen darüber, was man anstellen könnte, damit man den ganzen Menschen anspricht und erreicht?

Dr. Hans Joachim Maaz: Meine ganz persönlichen Erfahrungen sind von Psychotherapiepatienten gewonnen, weil die uns einen tiefen Einblick gewähren. Über viele Gespräche öffnen sie sich und man kann Verbindungen von Kindheitserfahrungen bis heute ziehen. Alle Befunde aus diesem Bereich stimmen in etwa mit den soziologischen repräsentativen Befragungen überein. Für mich ist das daher kein großes Problem, wenn ich auch zugebe, daß die wissenschaftliche Brücke hier noch nicht in allen Bereichen geschlagen wurde,

aber ich gehe immer davon aus, daß wir es mit Massenphänomenen zu tun haben.

Wie kann es sein, daß 99 % zur Wahl gegangen sind? Die reale Gefahr war doch nicht so groß, sondern das ist nur psychologisch zu erklären, denn es gab einen eingebilddete, eine phantasierte Gefahr. Von daher ist die Frage des Totalitarismus durchaus darin enthalten. Das, was in einem totalitären System politisch erwartet und durchgesetzt wird, wird umfassend, über Erziehungsprinzipien, also in Schule und Familie, an den einzelnen schon ganz früh herangebracht, so daß diese Ziele sich so tief in die Seele eingraben, daß man später nicht mehr ohne weiteres davon wekommt. Es kann sogar ein paradoxes Phänomen geben, den „Wiederholungszwang“. Das, was Kinder in ihrer Erziehung erfahren haben, das müssen sie später zwanghaft wiederholen. Selbst wenn sie später günstigere äußere Bedingungen haben, könnten sie die nicht ausfüllen, weil sie in der Diskrepanz zwischen der damaligen und der heutigen Situation in Probleme kämen. Um besseres genießen zu können, müssen sie erst durch Schmerz und Trauer hindurch.

Weil das so ist, kann man nicht einfach in einer neuen Situation aufleben und genießen, sondern man müßte erst durch eine Trauerarbeit hindurch. Das macht die Akzeptanz besserer sozialer Verhältnisse so schwierig. Die allgemeinen Normen der Gesellschaft setzen sich so stark über die Erziehung um, daß keiner davon verschont bleibt. Es gibt nur äußere Unterschiede in den Ausformungen. Die Erziehungsstile sind in Ost und West zwar sehr unterschiedlich, aber in der Wertigkeit von Einseitigkeit oder Störung durchaus vergleichbar. Im Osten galten Erziehungsstile von Einschüchterung, Beängstigung, Lob und Privilegien, im Westen die von Leistungsbereitschaft, Honorierung und Zerstreuung: Wenn du viel leistest, wirst du gut honoriert, wenn du gut honoriert wirst, kannst du dich äußerlich gut zerstreuen.

Das sind die Prinzipien der Gesellschaft, die in der Folge einseitige Tendenzen haben. Im Osten die Unterordnung, im Westen die Durchsetzung. Beides sind Störungen. Wer sich immer nur unterordnet, ist nur ein halber Mensch und tendiert zu depressiven Störungen, wer sich immer durchsetzen muß, dem fehlt auch die Hälfte und der tendiert zu narzißtischen oder zu psychosomatischen Störungen. Die Folgen sind fast vergleichbar, wenn sie auch entgegengesetzt sind. Ich denke, meine Erwartungen sind im Gefühlsstau schon ziemlich gut beschrieben. Wir hatten in der DDR nach 1945 umfassende politische und wirtschaftliche Veränderungen, wir waren nach außen hin ein antifaschistischer Staat, aber die Menschen waren die gleichen geblieben, waren – provozierend gesagt – innerlich immer noch Faschisten. Insofern konnte das jederzeit auch wieder irgendwo aufbrechen.

Es ist eines meiner Hauptmotive, weshalb ich in der Öffentlichkeit überhaupt bemüht bin, meine Meinung zu sagen, weil ich aus den Befunden überzeugt bin, daß äußere Veränderungen, mögen sie noch so gut sein, nicht die Erfolge zeigen, die man sich davon verspricht, sofern es nicht gelingt, die psychischen Grundlagen ebenfalls zu entwickeln. Unsere Bemühungen bestanden darin,

daß man die Menschen ihre Lebensgeschichten erzählen ließ, bis man sie an ihre psychosozialen Wurzeln heranführte. Wir haben Zwiegespräche in der evangelischen Akademie, wo Ost- und Westdeutsche zusammengekommen sind, organisiert, die nicht mehr über etwas diskutiert haben, sondern über sich gesprochen haben. Nach einem bis zwei Tagen gab es keine Unterschiede mehr, wenn diese Ebene erreicht wurde und wenn die unterschiedlichen Fassaden keine Rolle mehr gespielt haben.

Darin, daß die äußeren Bedingungen 1945 und 1989 tatsächlich anders waren, darin sehe ich auch für heute ein besonderes Problem. Der Unterschied war tatsächlich der, daß es nach 1945 keine nennenswerten Spaltungen innerhalb der westdeutschen Bevölkerung gab. Man hat einen Schnitt gemacht und sich auf eine gemeinsame Zukunft konzentriert, die durch das Wirtschaftswachstum definiert war. Hier spielt das Demokratieverständnis eine Rolle, und da unterscheide ich zwischen innerer und äußerer Demokratie. Wenn von Anfang an Demokratie als das Zusammenspiel äußerer pluralistischer Kräfte verstanden wird, aber mit einem gemeinsamen Ziel, egal in welcher politischen Ecke man steht, Aufbau, Wirtschaftswunder usw., besteht eine Nötigung für einen inneren Prozeß der Demokratisierung. Äußere Demokratie kann auch mit Menschen passieren, die innerlich entfremdet und gespalten sind. Für eine innere Demokratisierung müßten sie all die seelisch abgespaltenen Dinge wie Aggressivität, all das, was mit Einengung und Einseitigkeit verbunden ist, verarbeiten, dann erst werden sie frei, auch den Andersdenkenden tolerant zu akzeptieren. So lange sie seelische Inhalte bei sich verbergen müssen, die nicht innerlich demokratisch sind, müssen sie das, was sie bei sich selbst nicht annehmen können, bei anderen bekämpfen.

Das war 1989 anders, weil die Spaltung innerhalb der Bevölkerung geschah, im Hinblick auf die Frage: Wer gewinnt Anschluß an westlichen Lebensstil und wer nicht? Nach 1945 war ja die Mehrzahl einbezogen in den Prozeß des Wohlstands.

Zum Thema Feindbilder: Wenn man als psychosoziale Grundlage einer Gesellschaft Entfremdung und Mangelsyndrome analysiert, dann heißt das, die Menschen leben in einem inneren Zustand der Spannung, vor allem aufgestaute Aggressivität, die verborgen wird. Sie tendieren daher dazu, bei anderen die Schuld zu suchen, nicht mehr bei sich. Das heißt, Menschen mit einem solchen Gefühlsstau, die Feindbilder verlieren, sind nahezu genötigt, sich neue Feindbilder zu suchen, an denen sie sich wieder abarbeiten können. Und das sind dann Menschen, die irgendwie anders sind, von daher die Vorurteile Ost/West, Ausländer oder auch sozial Schwächere. Die werden zum Feindbild hochstilisiert, um ein Objekt zu haben, zum abreagieren. Das heißt, wir entgegen dem nur, indem wir lernen, das Aufgestaute als eigenes Problem sehen, und das nicht mehr am anderen abzureagieren. Dann wäre die Basis für echte Demokratie gegeben: Toleranz, Geduld mit dem anderen, das Verstehenwollen und nicht das Bekämpfenmüssen. Ich denke, damit habe ich erstmal das Wesentliche beantwortet.

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Wir kommen jetzt zum zweiten Diskussionsblock. Es liegen noch fünf Beiträge vor. Der nächste ist Prof. Weber, es folgt dann Herr Eppelmann.

Sv. Prof. Dr. Hermann Weber: Herr Maaz, für mich als Laie auf diesem Gebiet ist das alles sehr einleuchtend. Ich bin an einer Fakultät, wo Psychologen und Sozialpsychologen sind, und da fällt mir immer auf, daß gesagt wird: Die Menschen, Ostdeutsche, Westdeutsche, ganz allgemein, plakativ. Da frage ich mich, wie man das so allgemein sagen kann. Sie haben erklärt, daß die Unterschiede von Geschlecht, Alter, Wohnung, Bildungsgrad weniger bedeutsam seien als Ost/West-Zugehörigkeit. Es ist interessant, daß hier keine sozialen Kategorien enthalten sind. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der ungelernete Arbeiter, der Ingenieur, der Historiker usw. alle gleichartig darunter fallen. Wie kann man das denn stärker im Hinblick auf Gesellschaftsgruppen differenzieren?

Eine zweite Differenzierung wäre vielleicht nach Phasen möglich. Sie haben ja gezeigt, daß es nach 1989 bestimmte Verhaltensweisen gab, die ändern sich aber. Wir haben ja gestern abend einige überraschende Dinge erlebt. Ich sehe das auch, wenn ich mir anschau, wie verschiedene kleinere Gruppen auf diesen Umschwung reagieren. Ich nehme zum Beispiel meine Kollegen aus der DDR, die Historiker, die sich im wesentlichen mit Zeitgeschichte oder mit Kommunismus beschäftigt haben, als Parteisoldaten, zur Legitimation der Herrschaft. Es war für mich sehr interessant, daß 1989/1990 sich ein Teil zurückzog und nichts mehr machte, ein anderer Teil bisherige Tabuthemen bearbeitete, zum Beispiel Parteisäuberungen, wieder andere versuchten, sehr selbstkritisch in den alten Gebieten weiterzukommen. Wenn ich mir das heute anschau, dann haben viele eine Rolle rückwärts gemacht, sind inzwischen von der selbstkritischen Darstellung wieder weg und sagen: so schlimm war es doch gar nicht und sie versuchen, die „positiven“ Seiten der DDR zu finden.

Sie sagen vielleicht, das hat psychologische Gründe, aber ich sehe da zunächst viel einfachere Gründe: Weil viele geglaubt hatten, sie bleiben in der Wissenschaftslandschaft, und zwar in der akademischen, hauptamtlichen, und haben dann feststellen müssen, daß das nicht so ist. Nun fühlen sie sich ins Abseits gedrängt und versuchen, die alten Positionen wieder aufzunehmen. Aber vielleicht ist das ja ein zu einfaches Bild. Vielleicht können Sie dazu etwas mehr sagen. Zweitens, Sie haben den Begriff der Entfremdung gebraucht in einer sehr neuen, eingeeengten Form. Hat das etwas mit dem von Marx im 19. Jahrhundert entwickelten Entfremdungsbegriff zu tun, oder ist das eine andere Terminologie?

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Recht schönen Dank. Bitte Herr Eppelmann.

Abg. Rainer Eppelmann (CDU/CSU): An einer Stelle, Herr Dr. Maaz, fühle ich mich provoziert, und an einer anderen Stelle möchte ich um Ihre Hilfe bitten. Ich möchte vorausschicken, daß ich über viele Jahre, auch zur DDR-Zeit,

kontinuierliche Kontakte zu Leuten aus der alten Bundesrepublik hatte. Ich bin heute in zwei Gruppierungen tätig, die gesamtdeutsch zusammengesetzt sind, das ist der Bundestag und die CDA. Vor diesem Hintergrund frage ich Sie: Ist der Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschen wirklich so dramatisch, wie Sie ihn hier beschrieben haben – zumindest nach den Meinungsäußerungen von Menschen, die sich selber eingeschätzt haben und dann „die anderen“ eingeschätzt haben? Es gibt natürlich hier und da Unterschiede, aber ist die große Masse – und ich meine das jetzt gar nicht abwertend – sich nicht doch viel ähnlicher, als Sie gesagt haben?

Das Zweite: Ich bitte Sie, mir zu helfen. Sie waren zwar gestern abend nicht mit dabei. Was passiert bei Menschen, die heute davon schwärmen, wie schön doch unsere Schulbücher damals waren? Haben die das Andere alles vergessen? Oder haben die einen so engen Blick, daß die für sich gesehen tatsächlich die Wahrheit gesagt haben? Ist es möglich, daß ein menschliches Leben so begrenzt, so ausschnittshaft gesehen wird? Ein anderer hat ja gestern abend gesagt, für ihn sei nur sein ganz privater Bereich wichtig gewesen, und alles andere, auch Biermann, hat für ihn keine Rolle gespielt. Was haben Sie da für Erfahrungen?

In dem Zusammenhang eine letzte Frage: Ich erinnere mich immer noch an die Forderungen für die Zukunft, die DDR-Bürger am 4. November gestellt haben, als sie auf dem Alexanderplatz demonstrierten. Und ich weiß noch, was auf den Plakaten stand. Das war unsere erste Demonstration, und ich denke, das sind die wichtigsten Wünsche gewesen, sonst hätte man die nicht aufgeschrieben, denn das war unsere erste Chance. Erhebliches von dem, was auf den Plakaten stand, ist inzwischen Realität geworden. Und trotzdem sind wir nicht voller Freude, sondern viele sind voller tiefer Enttäuschung. Woran liegt das?

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Danke. Als nächstes spricht Professor Faulenbach und dann Herr Hilsberg.

Sv. Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Ich habe noch eine Frage zur Gegenüberstellung von Westdeutschen und Ostdeutschen. Abgesehen davon, daß der sozialpsychologische Ansatz der Ergänzung durch soziologische Ansätze bedarf, folgender Punkt: Sie haben natürlich die Sozialcharaktere typisieren müssen, Herr Dr. Maaz, aber besteht nicht die Gefahr, daß die Typisierung zu grob wird und den Eindruck erweckt, als wären die verschiedenen Gruppen in sich homogen, was Sie sicher nicht meinen? Wenn Sie sich etwa die Studie der Erich-Fromm-Gesellschaft über die „Charaktermauer“ ansehen, dann wird darin aufgrund einer Befragung von Grundschullehrerinnen in Ost und West gesagt, daß die Westdeutschen autoritärer seien, als sie sich selbst einschätzten, die Unterschiede zu den Ostdeutschen gar nicht so groß sind. Die Westdeutschen sind auch nicht so produktiv, wie sie selbst meinen, daß sie es wären usw. Wenn man sich also die Gruppen genauer ansieht, entspricht manches den Typisierungen nicht. Das heißt, daß wir die Dinge sorgfältig empirisch untersuchen müssen. Ich führe gerade ein Forschungsprojekt durch, in dem wir Arbeitnehmer in Ost und West, jeweils in parallelen Betrieben, ausführlich in-

terviewen. Auf der einen Seite kann ich erhebliche Unterschiede feststellen, aber bestimmte Frustrationserfahrungen, Ich-Schwächen, das kann ich auch bei einem Teil der Westdeutschen feststellen. Das alles zwingt dazu, daß wir mehr differenzieren, sonst kommen wir in der „Therapie“ nicht weit.

Meine zweite Frage: In der gegenwärtigen Phase, in der wir stehen, wüßte ich doch gerne, wie eine gesellschaftliche Therapie aussehen kann. Sie haben gesagt, Trauerarbeit wäre nötig. Wie kann man sich das konkret vorstellen? Was wir gestern abend erlebt haben, war nicht gerade sehr verheißungsvoll. Die Westdeutschen haben nach Ihrer Meinung ja wohl keine Trauerarbeit zu leisten, obwohl Sie ja auch den westdeutschen Sozialcharakter als defizitär ansehen, was selbstkritische Reflexion nahelegt. Wie kann die Aufarbeitung im Osten weitergehen und wie können die Westdeutschen dabei einbezogen werden?

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Danke. Jetzt Herr Hilsberg, dann folgt Herr Prof. Wilke.

Abg. Stephan Hilsberg (SPD): Herr Dr. Maaz, ich habe eine kritische Anfrage, auf den letzten Teil Ihres Vortrags bezogen, weil Sie dort eine grundsätzliche Bestandsaufnahme der Spezifik der Ostdeutschen und auch der Unterschiedlichkeiten zwischen Ost- und Westdeutschen vorgenommen haben. Ich bin seit sieben Jahren Mitglied einer großen Fraktion, die zwischen Ost und West gemischt ist, und da hat man wirklich Gelegenheit, über die Unterschiede zwischen Ost und West zu reflektieren. Aber daß die Ostdeutschen gründlicher und analytischer wären, sich mehr bemühten, zu verstehen und zu planen, das kann ich wirklich nicht nachvollziehen. Auch bei der Analyse scheint mir einiges in sich widersprüchlich zu sein. Wie Sie zum Beispiel eine Erfolgsorientierung und ein kreatives Denken mit Oberflächlichkeit verbinden können, ist mir schleierhaft. Wenn man wirklich erfolgreich sein will, muß man irgendwo gründlich und auch analytisch fähig sein. Sagen wir mal, wenn es stimmt, daß Ostdeutsche gründlicher seien, wie verträgt sich das denn mit Ihrer Bestandsaufnahme der Ich-Schwäche?

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Danke. Jetzt als letzter Diskutant Herr Professor Wilke.

Sv. Prof. Dr. Manfred Wilke: Herr Maaz, ich habe am Ende Ihres Referats Angst bekommen, was sich im vereinten Deutschland für ein sozialpsychologischer Cocktail zusammenmischt und was der Weg sein könnte, wie wir die Geschichte dieser zwei Diktaturen, dieser zwei Weltkriege, dieser Vereinigung, wie wir das in der schwersten Wirtschaftskrise Deutschlands nach dem Krieg bewältigen könnten und ob dabei nicht am Ende autoritäre Lösungen stehen werden. Ich hatte das Gefühl, daß Sie als Prognose sagen wollten, daß die Deutschen sich eigentlich danach sehnen. Sie sehnen sich nach dem „starken Mann“, den vereinfachenden Lösungen und das Nachdenken über das, was Burrichter als demokratische Kultur bezeichnete, verschwindet, weil alles wie-

der einfach und klar sein soll. Hier kommen dann ja auch die Feindbilder zum Tragen.

Mich interessiert außerdem, was eigentlich das „eigene“ des vereinten Deutschlands ist? Wenn diese beiden Sozialisationen so gegensätzliche Wirkungen in West und Ost hatten, wie ist dann 1989 zu erklären? Die Maueröffnung war ja eine nationale Gefühlseruption, und ohne sie wäre es gar nicht gegangen. Ich gruppiere mich in die Reeducation-Generation unter den Westdeutschen ein. Als die Amerikaner unser Dorf befreiten und besetzten, war ich vier Jahre alt. Die Amerikaner hatten, genau wie die Russen, eine klare Umerziehungskonzeption. Wir haben in der Enquete-Kommission viel zu wenig darauf geachtet, daß die Westdeutschen nach 1945 ja auch nicht mehr über das Eigene verfügen konnten, sondern der Westen verfügte über uns. Und was die Reeducation-Generation erlernen und erfahren mußte, war, daß unsere Väter viel Schuld auf sich geladen haben, daß sie Täter waren, daß sie aus dem Krieg zurückkamen oder nicht. Sie konnten nicht darüber reden, was sie alles erlitten und erfahren hatten, sondern sie mußten sich sozusagen am Pranger anhören, was sie angerichtet hatten. Diese Geschichte hat sich dann um 1960 bei uns entladen, als wir um 20 waren. Ich weiß noch, mit welchem Hochgefühl und mit welcher Überheblichkeit wir dann gewissermaßen die Nazis noch einmal erschlagen haben, die ja schon lange geschlagen waren. Mein Umkehrerlebnis geschah 1968, als ich „LTI“ von Victor Klemperer las, weil ich einen Schrecken über die Sprache bekam, die ich selber sprach.

Wir haben hier gewitzelt, daß wir eine Massentherapie bräuchten. Nun kann man eine Massentherapie nicht organisieren. Ist es nicht aber so, daß dieses Geschichtenerzählen, der Wahrheit ins Auge sehen, was wir als Volk in diesem Jahrhundert erlebt haben, vielleicht die einzige Chance ist, um Demokratie zu befestigen und in der Folge demokratische Lösungen auch zu leben?

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Danke, Herr Prof. Wilke. Wir können uns jetzt der ausführlichen Antwort von Herrn Dr. Maaz widmen.

Dr. Hans-Joachim Maaz: Als erstes ging es um die Frage, ob man die Befunde zu Ost- und Westdeutschen verallgemeinern könnte. Es ist ein erstaunlicher Befund, daß bei bestimmten Fragen die Ost-West-Zugehörigkeit immer noch am wichtigsten ist, was man aber natürlich differenzieren kann und muß. Wenn man fragt, wer in den neuen Verhältnissen gut angekommen ist, dann hat das was mit Alter, Geschlecht, Wohnort, Beruf, Bildung bis hin zur Nähe zum ehemaligen politischen System zu tun. Das kann man differenzieren nach sozialen Parametern, aber wenn es um die beschriebene Befindlichkeit geht, dann ist die Zugehörigkeit zu Ost oder West noch immer stärker als alle anderen Differenzierungen. Selbst die, denen es äußerlich besser geht, tragen immer noch typische seelische Probleme mit sich. Sie leben zwar in den neuen Verhältnissen äußerlich auf, sind aber innerlich in bestimmter Weise unzufrieden.

Es gibt in der Tat auch Phasen der psychosozialen Befindlichkeit. Man kann die Zeit vor der Wende betrachten, mit den beschriebenen Spaltungen und Projektionen, dann kommt in der Wende eine Phase von Euphorie und Aufbruchsstimmung, dann eine Phase von Enttäuschung und Ernüchterung, die mit dem Kennenlernen zusammenhängt und mit der Tatsache, daß man in der Gesellschaft noch nicht angekommen ist, Stichwort Arbeitslosigkeit, Abwertung usw. Gegenwärtig befinden wir uns in einer Phase einer doch deutlicher gewordenen Differenzierung, einer wahrgenommenen Kluft, einer größeren Distanz. Die Fremdheit und Unterschiedlichkeit wird erst heute deutlicher wahrgenommen.

Jetzt läge meiner Meinung nach die Chance darin, daß wir die Unterschiede, die jetzt deutlich sind, versuchen, tatsächlich zu verstehen aus den unterschiedlichen Einwirkungen, die wir gesellschaftlich, sozial erfahren haben und auch als Einseitigkeiten sehen. Wir könnten uns ergänzen. Wenn wir nur die Vorurteile nehmen, wenn wir Ostdeutschen etwas mehr unsere Behinderung in der Selbstbehauptung wahrnehmen könnten, könnten wir uns besser angleichen, müßten aber bei den Westdeutschen eine größere Bereitschaft finden, ihre Durchsetzungsfähigkeit als Problem genannt zu bekommen.

In allen tiefenpsychologischen Interviews sagen die Westdeutschen, wie sehr sie darunter leiden würden, daß sie sich so entwickeln mußten: immer gut drauf sein, immer stark, immer dynamisch usw., wie miserabel sie dieses Leben finden, daß sie äußerlich darstellen, und daß sie innerlich Leidende sind. Wenn das ein Ostdeutscher hört, dann wirkt das auf ihn wie Honig. Es wirkt tröstlich, daß es im Westen hinter der Maske auch ähnliche Probleme gibt, die nur anders begründet sind.

Meine Formel der Entfremdung bezieht sich zunächst auf Sozialpsychologisches, also auf die Erziehung. Man unterscheidet zwischen fremdem und wahren Selbst. Das wahre Selbst wird nicht befördert, das fremde Selbst wird befördert. Das ist natürlich angelehnt an marxistisches Gedankengut, da gibt es tatsächlich Brücken, weil diese Entfremdung über die Erziehung etwas mit Arbeitsbedingungen und gesellschaftlichen sozialen Bedingungen zu tun hat. Das ist für uns wichtig, wie wirken gesellschaftliche Verhältnisse, Erziehung in den Schulen, Normen in den Familien, die sich am Ende im Individuum realisieren. Die psychische Entfremdung ist nicht von den gesellschaftlichen Verhältnissen abgelöst zu denken.

Zu den Unterschieden, Herr Eppelmann. Ich denke auch, im Grunde genommen ist sich die Mehrzahl der Menschen ähnlicher, als sie das wahrhaben wollen, aber die Untersuchungen, die Befragungen zeigen die deutlichen Ost-West-Unterschiede. Da sieht man wieder diese Spannung zwischen Selbst- und Fremdbild. Die Ostdeutschen haben ein größeres Selbstwertgefühl, als sie das bei Befragungen zugeben. Der Ostdeutsche fühlt sich im Vergleich zum Westdeutschen insgeheim als der bessere Mensch. Die Westdeutschen fühlen sich hinter ihrer Maske der erfolgreichen Wirkung im Grunde genommen viel unsicherer. Die Maske ist anders, aber in der Tiefe sind die Befunde ähnlich.

Insofern, Herr Wilke, ist meine Befürchtung, daß die Sehnsucht nach autoritären Lösungen in Ost und West ungebrochen ist. Im Osten erstmal stärker, weil wir einen Aufbruch wie 1968 noch nicht hatten. Ich wünschte, wir hätten so was gehabt, sozusagen eine innere Auseinandersetzung mit dem Autoritarismus in uns selbst und in den Strukturen. Ich würde aber sagen: Eines haben wir im Osten den Westdeutschen schon voraus. Durch den Umbruch, die völlige Umwertung unseres Lebens, ist ein Teil Trauerarbeit dort schon geschehen. Aber auch die Westdeutschen werden sich auf andere Lebensbedingungen einstellen müssen, wo sie nicht mehr so selbstverständlich sozial abgesichert sind. Da steht ihnen noch die Trauerarbeit bevor.

Damit das nicht in Sehnsucht nach autoritären Bedingungen ausklingt, wäre eine Therapie nötig, den Menschen zu helfen, ihre innere Entfremdung zu mildern, damit sie miteinander in demokratischere, solidarischere Beziehungen kommen, und nicht ins Feindbilddenken abdriften und damit wieder in Führersehnsucht. Die Gefahr besteht ja schon darin, daß die wachsende Kriminalität, der Deutschland oder Westeuropa ausgesetzt ist, den Ruf nach strengeren Maßnahmen und Gesetzen befördert, weil die Leute wie Süchtige auf materielles Wachstum orientiert sind.

Es müßte einer Therapie gelingen, die Menschen mehr auf Beziehungsfragen zu orientieren, weg vom materiellen. Der Psychotherapeut weiß, daß das sogar befriedigender ist. Wenn sie das für sich gewinnen, dann sind sie weniger interessiert, zu konsumieren, weniger interessiert, Macht über Menschen auszuüben, und natürlich weniger interessiert, sich unterzuordnen. Sie können aus einer ehrlicheren, offeneren, gleichwertigeren Beziehung mehr Befriedigung gewinnen, als aus diesen äußeren Dingen. Das wäre eine Chance. Was könnte die Politik dazu tun? Dazu bin ich nicht kompetent. Sie müßte vielleicht bei politischen Entscheidungen stärker die psychologischen Bedingungsanalysen berücksichtigen und darüber nachdenken, wie sie die Menschen wirklich erreichen könnte.

Abg. Rainer Eppelmann (CDU/CSU): Könnten Sie zu meiner Frage zu der Sichtweise der Schulbücher noch etwas sagen?

Dr. Hans-Joachim Maaz: Natürlich. Das Seelenleben ist normalerweise auf Abgrenzung und Schutz und auf Verdrängung orientiert. Wenn wir diese frühen sozialen Bedingungen von Annahme, Bestätigung, Geliebtsein, Gemochtsein usw. nicht erleben, blenden wir das aus der Seele aus und verdrängen es, so daß die Erinnerung an die schmerzhaften frühen Erfahrungen ausgesperrt ist. Das heißt, es ist sehr gut denkbar, daß man sich an die schlimmen Seiten einer gesellschaftlichen Situation real nicht mehr erinnert, und daß man sagen kann: es war doch alles gut. Das ist die Erkenntnis der analytischen Psychotherapie, die über mühsame, langjährige Arbeit Menschen dazu ermutigen will, sich an diese frühen Erfahrungen zu erinnern und sie emotional zu verarbeiten. Auch das Böse wird in dieser Weise aus der Erinnerung verdrängt. Dieser Mechanismus erklärt für mich viele heutige Stellungnahmen von ehemaligen Stasimitarbeitern, die sich real nicht mehr erinnern, was sie getan haben. Diese

Leute müßten über eine Therapie mühsam wieder zur Erinnerung geführt werden.

Außerdem gab es in der DDR tatsächlich soziale Milieus, die so stark von einander geschieden waren, daß sie voneinander nichts wußten. Es gab Leute aus staatsnahen Milieus, die hatten keine Ahnung vom kirchlichen Leben oder vom Alternativleben, wie andersrum auch. Es gab enorme Abschottungen der Kenntnisnahme von anderen Milieus der DDR, das kann man heute kaum noch glauben, obwohl es ja äußere Berührungspunkte gab.

Dazu kamen die schon genannten Mechanismen der seelischen Abspaltung und Verdrängung, daß man einfach das nicht zur Kenntnis nehmen will, was man nicht zur Kenntnis nehmen durfte. Es gab Parteifamilien, wo kein Westfernsehen angeschaltet wurde. Es gab andere Familien, wo kein Ostfernsehen angeschaltet wurde. Die Enttäuschung, von der Sie sprechen, hat damit zu tun, daß das Aufleben, die Hoffnung, sich nach 1989 aus dieser Selbstabwertung heraus zu entwickeln, in dem Moment kaputt gemacht wurde, wo die Devise war: Ihr braucht euch nicht selbst zu entwickeln, ihr braucht nur unser Modell zu übernehmen. Wo also eine Vereinigung nicht mehr stattfand, sondern ein Beitritt. Ich habe selbst aktiv an der Ausarbeitung von Erziehungsvorstellungen mitgewirkt, bis uns gesagt wurde: das braucht ihr gar nicht, wir übernehmen das jetzt von Niedersachsen oder von Bayern, je nach dem, wo wir lebten. Damit waren sozusagen unsere eigene Bemühungen, in mehr Selbständigkeit hereinzuwachsen, abgeschnitten, unterbrochen.

Wir haben damit erneut eine Kränkung erfahren: Ihr seid nichts wert, wir brauchen euch nicht. Damit sind die Entwicklungspotenzen, die es gab, erneut beschädigt worden und dadurch ist die Enttäuschung zu begründen, das Gefühl, nicht aus eigenen Kräften die Veränderung mitvollziehen zu können.

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Ganz herzlichen Dank, Herr Dr. Maaz, für diesen deduktiv analytischen Vormittag. Herr Eppelmann hat das Wort.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Wir machen jetzt eine Pause und beginnen um 11 Uhr wieder pünktlich.

(Pause)

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, lassen Sie uns auch weiterhin mit unserer kostbaren Zeit so verantwortlich umgehen. Deshalb bitte ich unser geschätztes Kommissionsmitglied, Herrn Prof. Dr. Faulenbach, weiterzumachen.

Gesprächsleiter Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Wir kommen jetzt zum Abschnitt „Veränderung im Konsum- und Freizeitverhalten“. Wir haben gestern einige Fragen hierzu bereits angesprochen, aber anders als gestern wollen wir nun versuchen, die Veränderungen, die seit 1989/90 eingetreten sind, in den Vordergrund unserer Betrachtungen zu stellen. Wir haben zwei empirische So-

zialforscher eingeladen, die uns helfen werden, über die Veränderung im Konsum- und Freizeitverhalten nachzudenken.

Ich darf Ihnen zunächst die Referenten vorstellen. Das ist zum ersten Herr Dr. Herbert Geiger. Er ist Wirtschaftswissenschaftler, hat aber viele Jahre in der Demoskopie gearbeitet, war von 1964 bis 1979 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Demoskopie Allensbach. In den Jahren 1979 bis 1995 leitete er die Presseabteilung beim Gesamtverband der Deutschen Versicherungswirtschaft. Seit 1996 ist er Leiter des Bonner Büros des Instituts für Demoskopie Allensbach. Zum zweiten darf ich Ihnen Herrn Dr. Harald Michel vorstellen. Er ist Diplomsoziologe, hat von 1980 bis 1991 am Institut für Demographie der Humboldt-Universität gearbeitet, war dort Mitarbeiter am Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte und ist seit 1992 Geschäftsführer des Instituts für angewandte Demographie in Berlin. Schönen Dank, daß Sie gekommen sind. Es beginnt Herr Geiger mit seinen Ausführungen. Beide Herren haben jeweils nur 15 Minuten Zeit für ihren Vortrag. Das ist sehr knapp angesichts der Komplexität der Fragestellungen, aber vielleicht gelingt es Ihnen doch, im Zeitrahmen zu bleiben.

Dr. Herbert Geiger: Meine sehr verehrten Damen und Herren! Zu dem spannenden Thema „Entwicklungen in den neuen Bundesländern im Vergleich zur Situation in den alten“ möchte ich Ihnen aus unserem Allensbacher Material mir besonders interessant erscheinende Befunde vorstellen, und zwar aus den Bereichen ökonomische Einstellungen, wirtschaftliche Lage und Verhaltensweisen, Konsumorientierung und Mediengewohnheiten.

Ganz global läßt sich sagen, daß in den meisten Konsum- und Lebensbereichen das Aufeinanderzugehen und das Sichanpassen überwiegt. Die Ostdeutschen passen sich den Westdeutschen an, aber auch die Westdeutschen in verschiedener Hinsicht den Ostdeutschen. Ins Auge sticht – und das halte ich für einen recht bedenklichen Befund – daß in den neuen Bundesländern die Kritik an unserem Wirtschaftssystem geradezu dramatisch wächst, während gleichzeitig die Verhältnisse in der alten DDR aus heutiger Sicht sehr viel rosiger gesehen werden als unmittelbar nach der Wende. So hatten 1990 noch mehr als drei Viertel der neuen Bundesbürger vom Wirtschaftssystem der Bundesrepublik eine gute Meinung, Ende 1996 nur noch knapp ein Viertel. Gleichzeitig sagen heute 41 Prozent, daß sie von der Bundesrepublik keine gute Meinung hätten, gegenüber nur fünf Prozent sechs Jahre früher.

Auch in den alten Bundesländern ist die Kritik an unserem Wirtschaftssystem gewachsen. Aber nur ein Viertel äußert eine dezidierte Skepsis. 1996 treten 55 Prozent der Ostdeutschen für eine staatliche Preiskontrolle für wichtige Lebensmittel ein, unter den Westdeutschen plädieren knapp 30 Prozent dafür, aber sechs von zehn lehnen eine solche Kontrolle ab. Ein Blick in die fünfziger Jahre zeigt allerdings, daß seinerzeit auch in Westdeutschland Preiskontrollen mehrheitlich befürwortet wurden. Von 1948 bis 1958 votierten rund 70 Prozent der Bürger dafür. Dieser Rückblick liefert doch einen gewissen Anhaltspunkt dafür, wie lange es letztendlich doch dauert, sich mit der Umstellung